

ximierungsgedanken, der im Zweifelsfall auf temporale Reglementierungen nicht viel gab.

Begreift man ›Zeit‹ daher vornehmlich als eine kulturelle Ordnungsleistung, dann sind die Ergebnisse von Sprutes Arbeit eindeutig: Trotz aller formalen Bemühungen zur Etablierung einer Weltzeitordnung in Senegal zeigt die gelebte Praxis eine große Heterogenität der temporalen Bezugssysteme, bei denen lokale Zeitrhythmen oder muslimische Zeitordnungen eine bedeutendere Rolle spielten. Insbesondere muslimische Kalender setzten sich in Senegal viel eher durch als das europäische Weltzeitmodell. Denn während Erstere für den Alltag Relevanz gewinnen konnten, diente Letzteres eher dazu, die ›zivilisatorische‹ Distanz zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten zu markieren.

Es scheint sich also auch hier ein Bild zu ergeben, wie es im Zusammenhang mit staatlichen oder kolonialen Machtkonstellationen so häufig zu beobachten ist: Das Ordnen von Räumen, Menschen und auch Zeiten war erfolgreich, obwohl es ständig scheiterte. Dieses Scheitern wird im Kurzfristigen und Mikroskopischen offenbar, zeigt sich in der lokalen Praxis, an den passiven oder auch aktiven Widerständen, am Abprallen oktroyierter Ordnungsmodelle an einer Lebenswelt, die nicht einfach umgekrempt werden konnte. Die Erfolge werden hingegen erst in der Langfristigkeit erkennbar (und wirken eben bis heute fort), zeigen sich an der erfolgreichen und folgenreichen Etablierung persistent angelegter Strukturen, denen kaum auszuweichen ist.

Auch wenn die Lektüre von Sprutes Arbeit, das muss man sagen, nicht immer ein darstellerischer Genuss ist, da der Autor ebenso zum wissenschaftstypischen Nominalstil wie zu nebensatzbeladenen Bandwurmkonstruktionen neigt, erwar-

tet diejenigen, die ein bisschen Geduld bei der Lektüre mitbringen und sich durch die sprachlich etwas zähe Hülle beißen, einiges an Erkenntnissen zur Zeiten-Geschichte – vieles auch, das weit über die Kolonialgeschichte hinausweist.

Achim Landwehr (Düsseldorf)

Entnazifizierungsgeschichten

Hanne Leßau, Entnazifizierungsgeschichten. Die Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit in der frühen Nachkriegszeit, Göttingen (Wallstein) 2020, 526 S., 2 Abb., 46 €

Nehmen wir einmal an, es ist doch etwas komplizierter gewesen, als es Lutz Nietammers Diktum von der *Mitläuferfabrik* suggeriert. Spätestens seit dieser 1972 publizierten, bahnbrechenden Studie gelten die 1945 seitens der Alliierten in den drei westlichen Besatzungszonen eingeführten Entnazifizierungsverfahren als eine ebensolche. Das Deutungsnarrativ vom Scheitern der politischen Überprüfung der Deutschen ist seither in zahlreichen Studien namhafter Historikerinnen und Historiker fort- und festgeschrieben worden; etablierte und letztlich unhinterfragte Zuschreibungen à la »Persilscheine« für die damals vorgelegten Leumundszeugnisse sind ein sprechendes Beispiel dafür. Dass dieses mithin als auserforscht geltende Forschungsfeld jedoch noch manche Überraschung birgt, die die Erzählung von der gescheiterten Entnazifizierung zu konterkarieren versteht, zeigt die Historikerin Hanne Leßau in ihrem Buch auf anschauliche und augenöffnende Art und Weise.

Zwar stellt auch sie die in den Entnazifizierungsausschüssen erfolgte Rehabilitierung faktisch Belasteter nicht infrage, doch vermag sie über den ge-

wählten erfahrungsgeschichtlichen Zugang gänzlich neue Perspektiven zu eröffnen. Dafür betrachtet sie die Entnazifizierung nicht ex post von ihrem Ergebnis her, sondern nimmt sich den eigentlichen Verlauf vor – und diesen eingebettet in seinen Entstehungskontext. Dies bedeutet für Leßau ganz konkret, die »soziale Praxis« der Entnazifizierung, »das Verhalten der verschiedenen Beteiligten sowie die Erfahrungen und Sichtweisen empirisch zu rekonstruieren, die den Umgang mit der NS-Vergangenheit in diesem Kontext prägten«. Tatsächlich wurde das Entnazifizierungsverfahren und die ihm vorausgehenden Schreibakte, wie es Leßau anschaulich zu zeigen vermag, zu einem Zeitfenster, in dem sich die Betroffenen intensiv mit ihrer eigenen NS-Biografie auseinandersetzen und sich in Beziehung zur Nazi-Diktatur setzten. Dabei entwickelten die Überprüften »spezifische Deutungen ihrer eigenen NS-Vergangenheit [...], die sie in Distanz zum Nationalsozialismus rückten«. Durch die Betonung ihres eigenständigen, prinzipientreu geführten Lebens – zu den Rechtfertigungsstrategien zählten neben der Hervorhebung ausgewählter Ereignisse und Handlungen, mit denen sie sich in Opposition zum NS-Regime setzten, auch öffentliche Unmutsbekundungen, Widerspruch oder Toleranzakte gegenüber den Opfern des Nationalsozialismus – versuchten sie zu zeigen, so die Deutung Leßaus, dass sie sich dem Machtanspruch des totalitären Regimes entzogen hatten, sich selbst treu geblieben waren: »Der Wert der Vergangenheitsdeutungen der Entnazifizierung lag gerade darin, keinen ›Identitätswechsel‹ notwendig zu machen, sondern Anschluss an vergangene Erfahrungen und den früheren Lebensverlauf herzustellen.« Wenig überraschend griffen sie dafür zumeist auf Ereignisse aus den frühen Jahren

nach der ›Machtergreifung‹ zurück – die entgrenzte Gewalt der letzten Kriegsjahre oder der NS-Massenmord wurde in kaum einer Eingabe auch nur im Ansatz berührt.

Für ihre Analyse nimmt Leßau nicht, wie schon oft geschehen, die einstigen NS-Eliten in den Blick, sondern insbesondere Handwerker, ungelernete Arbeiter, Lehrerinnen, Sekretärinnen und kommunale Verwaltungsangestellte aus der britischen Besatzungszone. Hier waren die Verfahrensweisen der Überprüfungsverfahren weniger bekannt und von den Betroffenen entsprechend kompliziert zu antizipieren. Grundlage ihrer Forschung bildet zunächst ein per Zufallsgenerator ausgewähltes Sample von 800 der 1,16 Millionen in Nordrhein-Westfalen überlieferten Einzelfallakten, die sie durch eine beachtliche Zahl an Selbstzeugnissen kontrastiert, in denen die eigene Entnazifizierung zum Thema wurde. In dieser privaten Kommunikation – bestehend aus Briefwechseln, Notizen, Tagebüchern und anderen Egodokumenten sowie abgehörten Telefongesprächen – hielten die Verfasser und Verfasserinnen biografische Rückschau und eröffnen somit bislang verschlossene Perspektiven auf ihre eigenen Verfahren: Introspektion und Rechtfertigung. Leßau gliedert das Buch in sechs Kapitel, die, nachdem zunächst die Entnazifizierungspolitik der alliierten Behörden als solche vorgestellt wird (1), die einzelnen Etappen in ihrer ganzen Breite nachzeichnen: Entstehung und Beantwortung der Entnazifizierungsfragebögen (2), die Suche nach Leumundszeugnissen und deren argumentative Struktur (3), die eigenen Erklärungen für Mitgliedschaften und politische Tätigkeiten im Dritten Reich und unübersehbare Leerstellen in den persönlichen Eingaben (4), die Funktion, Praxis und Interaktion mit den Ausschüssen (5) sowie abschließend das Nachleben der

Entnazifizierungsakten und die lange Wirkmächtigkeit der in den Verfahren entwickelten Selbstbilder (6).

Gerade anhand der zahlreich ausgewerteten Selbstzeugnisse vermag Leßau einzelne Reflexionsprozesse nachzuzeichnen und so die den Fragebögen innewohnenden argumentativen wie narrativen Strukturen offenzulegen. Denn kaum einer trug ohne längeres Bedenken kurzerhand »nein« oder »keine« ein; vielmehr wurde abgewogen, bedacht und taxiert, die zu Überprüfenden befanden sich in Rechtfertigung ihres Tuns oder Nicht-Tuns. Die eingereichten Fragebögen wiederum geben über derlei Prozesse keinerlei Auskunft. Gleiches gilt für die Entlastungsschreiben, in denen nicht wenige der zu Überprüfenden – wohlgehemmt unaufgefordert – ausführlich die eigene Vergangenheit im Nationalsozialismus reflektierten. Auch deren Aufbau und die zur Anwendung gekommenen Strategien vermag Leßau über das ergänzende Quellenmaterial zu erschließen und dabei auch die offenkundigen Leerstellen zu erklären. Wie einseitig wiederum die Rede von den »Persilscheinen« ist, wird anhand der äußerst komplexen und langwierigen Aushandlungsprozesse deutlich, die eine Bitte um ein Leumundszeugnis nicht selten mit sich brachte. Immer wieder betonten die Angefragten, die meist aus dem (näheren) Bekanntenkreis der Fragenden stammten, gegenüber diesen ihre Eigenständigkeit; sie könnten allein dokumentieren, was sie aus eigener Anschauung erlebt haben – und dies auch mit Blick auf ihre eigene Glaubwürdigkeit. Manch einer der potenziellen Leumundgeber wies eine Anfrage auch brüsk zurück. So belegen die ausgewerteten Dokumente einerseits die allfälligen Schwierigkeiten im Sprechen über die nationalsozialistische Zeit, andererseits jedoch auch, wie intensiv Fragen der Mittäterschaft und

solche nach Verantwortung und Verstrickung in der privaten Kommunikation der unmittelbaren Nachkriegszeit thematisiert wurden. Das Bild der *Mitläuferfabrik* wird den geschilderten Prozessen nicht gerecht.

So sehr auch die Auseinandersetzung der Einzelnen mit der eigenen NS-Vergangenheit, das Sich-Verorten im NS-Regime, im Zentrum der Arbeit stehen, gilt es sich bewusst zu machen, dass die tatsächliche Verwicklung der jeweiligen Personen bei Leßau eine eher marginale Rolle spielt. Dies ist zweifelsohne dem erfahrungsgeschichtlichen Zuschnitt geschuldet, zugleich aber insofern schade, als eine zusätzliche und vielleicht auch wichtige lebensgeschichtliche Dimension außen vor bleibt.

Am Beispiel des Hamburger Journalisten Hermann Okraß zeigt Leßau etwa en détail auf, wie dieser noch im Internierungslager damit begann, sich auf sein Entnazifizierungsverfahren vorzubereiten. Er spannte dafür auch seine ehemalige Sekretärin ein, um Auskunft über das einzuholen, was ihm bevorstand, und um das »strukturelle Informationsdefizit auszugleichen«. Gemeinsam mit seinem Vater korrespondierte er zeitgleich darüber, bei wem er Leumundszeugnisse erfragen könne. Es ist ein Beispiel von vielen, anhand dessen Leßau aufzeigt, wie akribisch sich die Verfahrensbetroffenen vorbereiteten und welch großen Raum das Entnazifizierungsverfahren in deren damaliger Lebenswelt einnahm.

Dass Okraß noch am 2. Mai 1945, zwei Tage nachdem sich Adolf Hitler das Leben genommen hatte, diesem einen umfangreichen Nachruf in der *Hamburger Tageszeitung* widmete – im Übrigen den einzigen, der in einem nationalsozialistischen Presseorgan erschien –, erwähnt die Historikerin jedoch nicht. Doch wäre interessant zu erfahren, wie

sie diesen Text in ihre Überlegungen einordnen würde. In jenem mit *Abschied von Hitler* überschriebenen, ebenso aberwitzigen wie befremdlichen Text vom 2. Mai 1945 zeichnete Okraß noch in den Stunden, in denen sich der Zusammenbruch des »Dritten Reiches« bereits überall abzeichnete, Hitler als »große[s], helle[s] Licht«, als den »Gewaltige[n]«, der »das Beste für sein Volk gewollt« habe. Der SA-Standartenführer, Gauverlagsleiter, Journalist und damalige Chefredakteur Okraß wurde durch die Spruchkammer unter Missachtung der genannten Funktionen als »Mitläufer« eingestuft.

Es hätte durchaus interessiert, wer sich für Okraß in einem Leumundschreiben verbürgte und wie dieser sich persönlich rechtfertigte. Denn zweifelsohne war er mit seiner Verteidigungsstrategie erfolgreich: Durch die Spruchkammer wurde ihm lediglich jegliche publizistische Arbeit verwehrt, was ihn im Übrigen nicht davon abhalten sollte, in den folgenden Jahren in Hamburg ein Pressebüro zu betreiben. Doch wie Okraß' Mitgliedschaften und praktizierte NS-Begeisterung finden auch Ausgang und Nachgeschichte bei Leßau keine Erwähnung. Die wirklichen Beweggründe für Sympathie bis hin zur Mittäterschaft sparen die analysierten *Entnazifizierungsgeschichten* ebenso oft aus wie ein mögliches aufkommendes Schuldbewusstsein. So bleibt der Eindruck, es sei am Ende eben doch vordergründig darum gegangen, den eigenen Hals aus der Schlinge zu ziehen. Trotz dieses Einwands ist es das Verdienst Hanne Leßaus, das etablierte Deutungsnarrativ vom Scheitern der politischen Überprüfung ehemals Belasteter anhand der von ihr ebenso anschaulich wie konzise dargestellten *Entnazifizierungsgeschichten* systematisch hinterfragt und ein Stück weit aufgebrochen zu haben.

Der schwedische Literat Stig Dagerman wohnte für seine 1946 verfassten Reportagen über den *Deutschen Herbst* verschiedenen Spruchkammersitzungen in der amerikanischen Besatzungszone bei – in der britischen Zone waren diese erst ab dem Frühjahr 1947 öffentlich. Sie erschienen ihm mit ihren »endlosen Zeugenvernehmungen, bei denen keine einzige noch so kleine Handlung des Angeklagten während der zwölf maßgeblichen Jahre als zu unwichtig angesehen wird, um vernachlässigt werden zu können, wie praktisch angewandter Existenzialismus«. Hanna Leßau hat mit ihren *Entnazifizierungsgeschichten* überzeugend gezeigt, dass bereits die vorbereitende Arbeit der Überprüften nicht minder existentialistisch war. Denn die für das Entnazifizierungsverfahren entwickelten apologetischen Selbstbilder und die für eben diese herangezogenen Leumundzeugnisse sollten, wie Leßau anhand eines Interviewprojekts des Frankfurter Instituts für Sozialforschung zu belegen vermag, selbst in den 1950er Jahren noch Grundlage für die eigene Lebensgeschichte werden – und dies unabhängig davon, wie sehr die Befragten das Verfahren in äußerst negativer Erinnerung behalten hatten.

Alexander Kraus (Wolfsburg)

Umwelt und Herrschaft in der DDR

Christian Möller, *Umwelt und Herrschaft in der DDR. Protest und die Grenzen der Partizipation in der Diktatur (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; Bd. 234)*, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2020, 396 S., 3 Abb. u. 5 Tab., 59,99 €

Mit dem von oppositionellen ostdeutschen Umweltaktivisten verbreiteten